XXIII. Jahrg. Berlin, den 5. Dezember 1914. Nr. 10.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

Inseraten-Annahme durch die Anzeigenverwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft“ (Alfred Weiner)
Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernsp. Ztr. 8740 u. 9797
(s. a. vorletzte Umschlagseite).

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.





Berlin, den 5. Dezember 1914.

Politik im Krieg.

Nachlese.

Der im letzten Novemberheft, in Nebelzeit, begonnene Versuch, das Werden russischer Wesenheit Europäern zu entschleiern, hat mir allerlei Briefe eingebracht. Ich hatte geschrieben: „Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein-Gottorp zu stammen." War auch nicht dieses Hauses Sohn, ruft ein Leser; „wissen Sie, Thor, denn nicht, daß der Urgroßvater dieses Dritten Alexanders der Urrusse Saltykow war?" Nein; und kein Geschicht-, kein Geschlechtsforscher kann es wissen. Das Gerücht kenne ich. Das ist alt. Schon 1757 schrieb Marquis de L'Hôpital, Frankreichs Gesandter, aus Petersburg nach Paris, der Hof behaupte, „der Sohn der Großfürstin sei von dem Herrn Saltykow"; auf den selben Bogen freilich, die Großfürstin sei jetzt im Arm Stanislaws Poniatowski schwanger geworden. Die Großfürstin Katharina Alexejewna. die vor dem Uebertritt in die Russenkirche Sophie von Anhalt-Zerbst hieß und die Tochter einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, die Base des Herzogs Karl Peter von Holstein war. Der wurde als Fünfzehnjähriger in Moskau nach dem Griechenritus getauft, hieß seitdem Großfürst-Thronfolger Peter Fjodorowitsch; und ließ sich vom Wunsch seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth Petrowna, bestimmen, Katharinens Gatte zu werden, deren Wille ihn, Peter den Dritten, nach halbjähriger Regirung vom Thron und, acht Tage danach, aus dem Leben stieß. War Peter Pauls Vater? Ueber seine Sinne herrschte Elisabeth Romanowna Woronzow. (Die wollte er heirathen; und hätte Ka-

tharina in ein Kloster gesperrt und, sacht oder schnell, in frommer Stille gemordet, wenn die Brüder Orlow ihn nicht, nach dem Aufgebot dreier Garderegimenter, entmachtet und, in Ropsha, erdrosselt hätten.) Wer der Großfürstin glaubt, muß vermuthen, Peter habe die ihm angetraute Frau, mindestens Jahre lang, niemals männisch umfangen. Als die Kaiserin schilt, weil die wilde Katharina stets im Anzug und Sattel der Herren ausreite, und andeutet, diese unweibliche und schädliche Reitart habe die Unfruchtbarkeit der Ehe verschuldet, antwortet ihr die Hofdame Frau von Tschoglokow, eine Verwandte der Ersten Katharina: „Das ists nicht. Kinder kommen nicht ohne Grund. Und trotzdem Ihre Kaiserlichen Hoheiten schon sieben Jahre lang verheirathet sind, fehlt dieser Grund noch immer.“ Dann, pfaucht die zornige Kaiserin, „sind Sie mitschuldig, Maria Semionowna, und ich werde mich an Sie halten, wenn die Ehe kinderlos bleibt; Sie müssen das Paar nachdrücklich an seine Pflicht erinnern!“ Obs geholfen hat? Zwei Jahre danach wird Paul geboren. Sergeij Wasiljewitsch Saltykow ist schon in allerhöchster Gunst. Kammerherr des Großfürsten; Mann der Hofdame Matriona Balk-Polewa (die er auf einer Russischen Schaukel lieben gelernt hat). Katharina, deren Mann nach siebenjähriger Ehe und nach mancher Liebschaft Vierundzwanzig ist, stöhnt laut, sie sei „noch Jungfrau“; schreibt über Saltykow aber, der sie hitzig umwirbt: „Er ist bräunlich, schön wie der Tag und weder am kaiserlichen noch an unserem Hof kann Einer sich ihm vergleichen. Er hat Geist, ist gebildet und in Haltung und Betragen der echte Hofmann und Kavalier.“ Ueber ihr Verhältniß zu dem hübschen Sergeij ist ein Zweifel nicht möglich. Daß er Pauls Vater gewesen sei, ist oft getuschelt, doch nie, weder von Katharina selbst (die ihrem tollen Knaben das Thronrecht entziehen wollte) noch von Weljaminow-Sternow und anderen Zeitgenossen erwiesen worden. In der Art seines Irrseins ähnelt Paul dem Dritten Peter. Der wird seine brünstige Frau, deren Kantharidenreiz Hunderte anlockte, nicht immer, zwischen einer Gagarin und der Woronzow, verschmäht haben. In Katharinas Geschlechtserlebnisse hineinleuchten: fruchtlose Mühe; in so dichtem Gestrüpp versickert der hellste Strahl. Sie wollte, nicht nur in allen Freunden ihrer Nächte, die Ueberzeugung schaffen, Peter habe seine Mannheit (die zehn Hoffräulein beeiden konnten) nie zu ihr herabgelassen.

In dem schönen, von abertausend frühen und späten Rosen umdufteten eutiner Schloß hat sie ihn zum ersten Mal gesehen; er ist zwölf, sie elf Jahre alt. „Er schien damals wohlerzogen und geweckt; doch war schon die Neigung zum Wein und der Widerwille gegen alles ihm Unbequeme bemerkbar. Mich mochte er nicht; er wurde streng gehalten, kam nie von seinen Lehrern los und neidete mir meine Kinderfreiheit. Ich kümmerte mich wenig um ihn, denn ich hatte angenehmere Beschäftigung: zweimal täglich machte ich mit der Kammerfrau meiner Großmutter, der Witwe des Bischofs von Lübeck, Milchsuppe, die ich dann schlürfte.“ Also sprach Katharina. Manchmal, in ihren Memoiren, auch freundlicher. „Er war hübsch, wohlerzogen und liebenswürdig. Er machte meiner Mutter, die damals sehr schön war, den Hof. Doch aus allerlei Wörtchen, die von der Lippe der Intimsten fielen, erfuhr ich, daß wir für einander bestimmt sein könnten; und ich hatte nichts dagegen.“ Dann wieder: „Peter war blaß, mager, zart, kränklich, aber auch in Spott und Jähzorn geneigt und mußte schon damals bei Tisch unter Aufsicht sein, weil er sich sonst betrank.“ Fünf Jahre danach waren die zwei Kinder ein Ehepaar. Peter hat niemals, auch nicht, als er die Woronzow heirathen und deren Sohn auf den Thron bringen wollte, gesagt, Paul sei nicht von ihm gezeugt worden; hat sich mindestens für mitbetheiligt an der Vaterschaft gehalten. Und Katharina, der und das große Mensch, hätte, als sie den irren Bengel enterben wollte, vor dem Geständniß, daß er Saltykows Kind sei, nicht gezaudert. Einerlei: das Blut der Mutter, das auch hier (nach Bismarcks Wort über einen Urenkel Pauls) stärker als des Vaters war, kam aus den Wurzeln des Holsteinerstammes. Dem mußte ich deshalb, ohne auf Hofgeraun zu horchen, auch den Ersten Nikolai, den Zweiten und den Dritten Alexander zuzählen. (Da Zar Paul erwähnt wurde: Dieser böse Narr hat dem Russenislam die Grundmauer gemörtelt. Auf der Schwelle zwischen dem achtzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert schrieb er den Allerhöchsten Erlaß, der besiehlt: „Der von Gott dem Selbstherrscher gewährten Allgewalt ist auch die Kirche unterthan. In allen Bezirken, des geistlichen wie des bürgerlichen Lebens, hat jeder Diener der Kirche dem Zaren, als deren von Gott erwähltem Haupt, zu gehorchen.“ Ein Jahr danach wurde dieses Haupt von den Führern des kaiserlichen Heeres erdrosselt.)

Zweite Frage: „Ist das Russenheer wirklich so, wie Sie es geschildert haben?“ Wenn ichs nicht glaubte, hätte ich diese Darstellung nicht versucht. Doch der Frager wünscht wohl andere Urtheile; damit sich ihm eine Vergleichsmöglichkeit ergebe. Hier sind zwei. Nicht von gestern freilich. Doch alle seit zehn Jahren geleistete Arbeit, von der ja die unerwarteten Erfolge des russischen Heeres zeugen, hat den großrussischen Menschen nicht zu wandeln vermocht. Zuerst spricht ein Offizier, der, im Auftrag des österreichischen Generalstabes, den mandschurischen Krieg aus der russischen Gefechtslinie sah. Oesterreicher: schon damals ein Feind.

„Der Russe hat une âme défensive. Er ist stumpf, zäh und erträgt jedes Leiden mit bewundernswerther Geduld, um nur ja nicht zu aktiver Anstrengung genöthigt zu sein. Diese ‚defensive Seele‘ mußte, mindestens im Offiziercorps, bekämpft werden. Man begnügte sich aber mit einer fremdem Muster nachgeahmten Truppenausbildung, die Aktivität des Denkens und Handelns verlangt und die hier nicht zur vollen Wirkung kommen konnte, weil ihr die seelische Disziplin fehlte. Suworow hatte den Bayonnetteangriff empfohlen, um auf die Nothwendigkeit aktiven Vorgehens hinzuweisen. Doch nur das Wort war geblieben; die Lehre selbst hatte im Heer nicht Wurzel gefaßt. Die Armee und ihre Führer erkannten nicht, daß die wichtigste Waffe des modernen Infanteristen das Gewehr ist. Von Kuropatkin, der als Generalstabschef Skobelews in der ganzen Welt bekannt geworden war, konnte man viel erwarten. Die vox populi hatte ihn auf den Posten gerufen, für den er die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte. Hatte er aber auch die Eigenschaften, die ein Feldherr braucht? Verstand er die Seele der Armee? Schon in Petersburg hatte er beschlossen, ein ganzes Jahr lang in der Defensive zu bleiben. Dieses Programm verheimlichte er auch garnicht. Er bedachte nicht, daß moderne Truppen, wenn sie nicht wenigstens nach ein paar Monaten des Wartens das Hochgefühl eines Sieges kennen lernen, ihr Selbstvertrauen verlieren. Seine ewigen Rückzüge töteten die etwa noch vorhandene Neigung zur Aktivität. Er zerriß oft die festen Verbände und fürchtete stets, überflügelt oder von einer Uebermacht angegriffen zu werden. Dieses Gefühl suggerirte er bald auch dem Heer. Die Generale wollten nichts Rechtes riskiren, weil sie die Gefahr scheuten, nach großen Verlusten als Sündenböcke geopfert

zu werden. Die Truppen verloren den Glauben an die Möglichkeit eines Sieges, das Selbstgefühl, die sittliche Kraft. Kuropatkin hat das ihm anvertraute Heer als Kriegsminister nicht nach modernen Grundsätzen erzogen und als Feldherr so wenig psychologische Einsicht gezeigt, daß ich die Behandlung, die er der Armee auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze zumuthete, nur einer Vivisektion vergleichen kann. Daß die Armee trotzdem so widerstandsfähig blieb, verdient Bewunderung.

Die russische Kavallerie ist für den Angriff auf Reitermassen und für das Säbelgefecht gedrillt; den Aufklärungdienst haben ihre Führer immer als quantité négligeable behandelt. In der Mandschurei konnte sie nichts leisten, weil die Japaner selten Kavallerie hatten und höchstens manchmal eine Patrouille abzufangen war. Die Aufklärungversuche mißlangen fast ausnahmelos. Weil das Oberkommando von der japanischen Armee nichts wußte und weder über einen sorgsam organisirten Kundschafterdienst noch über das zur Aufklärung geeignete Personal verfügte, wurden schließlich, als alle präzisen Nachrichten über die Bewegungen des Feindes fehlten, die gewaltsamen Rekognoszirungen nöthig, mit denen die Generale Mishtshenko und Rennenkampf beauftragt wurden. Auch da versagte die Kavallerie, man mußte der feindlichen Infanterie immer mehr russisches Fußvolk entgegenstellen; und bald sagten die Infanteristen, nicht ohne begründeten Stolz: Wir besorgen den Aufklärungdienst! Doch darf man nicht glauben, die russische Kavallerie sei schlecht. Ihre Offiziere sind tüchtig; am Besten die Dragoneroffiziere, die, obwohl sie aus guten Familien stammen, meist arm sind, in schlechten Garnisonen liegen, strammen Dienst haben und dadurch gewöhnt sind, für Mannschaft und Pferde pünktlich zu sorgen. Daß es den Gardeoffizieren nicht an moralischem Muth fehlt, bewies schon die Thatsache, daß so viele von ihnen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten; sie sind auch gut ausgebildet und unterscheiden sich durch ihre militärischen Kenntnisse vortheilhaft von den Kosakenoffizieren, die völlig primitiv geblieben sind. Die ganze Kavallerie zeichnet sich durch ihre Widerstandsfähigkeit aus. Fünf, sechs Tage lang Märsche von fünfzig bis sechzig Werst: solche Leistung gilt noch als normal. Und ich traf Vorposten, die fünf Tage lang in voller Kampfbereitschaft, Mann und Roß, durchaus frisch geblieben waren.

Der russische Infanterist ist ein Hüne, der mit der Bayonnette umgeht, als wärs eine Feder. Auf diese Körperkraft hoffte man; denn man lebte in mittelalterlichen Vorstellungen und glaubte, auch heute noch würden Schlachten durch das corps-à-corps des Handgemenges entschieden. Vor der Schlacht am Yalu sagte Kuropatkin, nach einer Parade, zu mir: ‚Sind unsere gut genährten, starken Soldaten nicht prächtige Kerle? Jeder von ihnen kanns im Bayonnettekampf mit drei Japanern aufnehmen!‘ Das war vielleicht richtig; nur fehlte die Gelegenheit zur Ausnützung dieser Körperkraft. Die Russen kamen mit völlig falschen Vorstellungen vom modernen Infanteriegefecht auf den Kriegsschauplatz und waren rathlos, als die Japaner ihnen in breiter, dünner Front entgegentraten, die Flügel mit einem Feuergürtel zu umschnüren versuchten und dem Bayonnettekampf auswichen. Als Trost blieb nur der Glaube, daß der Feind immer die Uebermacht habe; und einem übermächtigen Gegner kann man ja mit Ehren das Feld räumen. Also ging man wieder zurück. Als man die Ueberlegenheit der japanischen Gefechtstaktik erkannt hatte, wollte man sie nachmachen; auch dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die Beobachtung vieler Zusammenstöße hat mich gelehrt, daß es dem russischen Soldaten vor Allem an der Fähigkeit zu selbständigem Handeln mangelt. Wenn er nicht Leute neben sich sieht, die mit ihm die Gefahr theilen, wenn er in der dünnen Feuerlinie sich selbst überlassen ist, verliert er den Kopf. Auch das Offiziercorps ist nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die Bedürfnißlosigkeit ist eben so auffällig wie der Mangel an militärischer Bildung. Die meisten Infanterieoffiziere sind mit ihrem Los unzufrieden, ohne stärkendes Selbstbewußtsein und sehnen sich nach einem Zustand körperlicher und geistiger Ruhe. Der gemeine Soldat ist stumpfsinnig, doch ernst, geduldig und in passivem Widerstand ein Held. Das Verhältniß der Offiziere zur Mannschaft ist eher patriarchalisch als militärisch zu nennen. Der Anblick marschirender Infanteriekolonnen war nicht erfreulich; es war immer, als wandere eine schleichende Krankheit mit, die sich langsam, doch sicher ihre Opfer aus den Reihen holt. Schon nach der ersten Marschstunde blieben fast jedesmal Leute zurück; und jede neue Stunde mehrte die Zahl dieser aus dem Glied Getretenen. Die zogen dann, allein oder in Trupps, weiter, plünderten wohl auch ein Bischen und

suchten gewöhnlich erst abends den Compagnieverband wieder auf, weil sie hoffen durften, dort Etwas zu essen zu bekommen. Der russische Infanterist trägt auf dem Marsch immer mehr Gepäck, als das Reglement vorschreibt. Er stopft, wie ein Hamster, der Alles in seinen Bau schleppt, Alles, was er findet, in seinen Ranzen, Riemen, Schnallen, Fetzen aller Art, die überflüssigsten Dinge; vielleicht, denkt er, kann mans doch irgendwann einmal gebrauchen.

Das Menschen- und Pferdematerial der Artillerie ist gut; hier sind auch die Offiziere tüchtig und intelligent. Nur ist die Ausbildung nicht einheitlich; und die Artillerie hat mit den anderen Waffengattungen nicht die gehörige Fühlung. Generalstab und Oberkommando kannten ihre eigene Artillerie nicht genau und wußten auf dem Kriegsschauplatz deshalb nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Wußten auch nicht, daß ein Sieg heutzutage nur zu erringen ist, wenn Infanterie und Artillerie als ein untrennbarer Organismus zusammenwirken. Die Artillerie erfuhr den Gefechtsplan nicht und mußte auf eigene Rechnung und Gefahr kämpfen. Oft suchten treffliche Batterieführer sich selbst ihr Ziel, ohne dabei ahnen zu können, ob das Feuer ihrer Geschütze dem Schlachtzweck überhaupt diene. Eine große Geschicklichkeit hat die russische Artillerie in der Maskirung ihrer Stellungen gezeigt; sie ist auch tapfer, ausdauernd und erträgt mit stoischer Ruhe alle Strapazen. Die japanische Artillerie hatte nicht die richtige, der Taktik des Gegners angepaßte Munition: deshalb war ihre Treffsicherheit so gering; dabei ist allerdings auch die in modernen Kriegen übliche Größe der Schußdistanz zu bedenken. Die russischen Sappeurs verdienen für das von ihnen Geleistete die höchste Anerkennung.

Daß die russische Armee, die im Einzelnen so Vorzügliches leistet, nicht siegte, hat mehr als einen Grund. An der Spitze stand nicht der richtige Feldherr, nicht der Mann, der, als echter Soldatenführer, Energie mit Vorsicht, Wagemuth mit Ueberlegung vereint. Die Erziehung der Truppen war ungenügend; deshalb geriethen sie oft in Lagen, in denen sie sich gar nicht zurechtzufinden vermochten. Mehr als alles Andere aber fehlte die Begeisterung, ohne die ein modernes Volksheer unfähig zur höchsten Leistung ist; es war nicht gelungen, den Patriotismus für diesen Krieg zu entflammen. Der Hurraruf, den wir auf den mandschurischen Schlachtfeldern hörten, hatte nicht den hellen Klang, den Suwo-

row einst aus der Kehle seiner Leute hervorzuzaubern vermochte; er klang um eine Tonschwingung tiefer als das Banzai der Japaner und wurde von ihm deshalb übertönt."

Die Darstellung des österreichischen Offiziers wirkt wie ein gutes Portrait: auch ohne den dargestellten Gegenstand zu kennen, fühlt man, daß er in den wichtigsten Wesenszügen getroffen ist. Freilich fehlte dem Russenheer ein Suworow. Der Mann, der Lesghier, Polen, Türken, Franzosen schlug, Pugatschew niederwarf, Ismail und Praga stürmte, in fünf Monaten Oberitalien vom Feind säuberte und dann noch den ungeheuer beschwerlichen Marsch durch die Schweiz anzutreten und bis ins Rheinthal fortzusetzen vermochte, hätte selbst im schwierigen mandschurischen Gelände seinem Heer eine höhere Leistung abgerungen. Aber fiel nicht auch er, der nach seinen Siegen Fürst und Generalissimus geworden war, in Ungnade, weil er nicht jedem kindischen Wunsch des Gossudars blind gehorcht hatte? Sein Denkmal erzählt, in Peters Stadt, allen russischen Generalen eine traurige Geschichte; auch eine alte, die ewig neu bleibt. Wer weiß denn, was dem Generalissimus in Ostasien vom Genie Nikolais und seiner Sippe angesonnen ward? Kuropatkin konnte nicht viel durchsetzen; nicht einmal Stoessel aus Port Arthur beseitigen. Und da die Seefestung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachgeschobene Armee für den Kampf gegen die Japaner zu schwach und zu schlecht ausgebildet war: was blieb? Warten und die Verlustgefahr so eng wie möglich begrenzen. Sicher war Kuropatkin kein Feldherr von fortreißender Persönlichkeit, kein Mann der Initiative; und er hat namentlich wohl bei Mukden zu lange vor dem Einsatz der ganzen Wehrkraft gezagt. Großes aber konnte er nicht wagen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, doch dem Heer nur geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwere Niederlage aber den Leib dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Sein Plan war, zu warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen Japan und dem Festland sperren konnte und bis der in der Kriegstechnik zurückgebliebenen Armee wenigstens die numerische Uebermacht sicher war. Daß die Flotte in der Tsushimastraße das Grab ihrer Hoffnungen fand, war nicht seine Schuld; sein Verdienst aber, daß bei Tielin fast sechshunderttausend gut genährte Soldaten unter Lenjewitschs Kommando versammelt waren, als die bittere

Nothwendigkeit den Kaiser zum Friedensschluß drängte. Die Offensive wäre möglich geworden, wenn die Treulosigkeit der pariser Regierung Roschdestwenskijs als Schreckgespenst wirksame, als Waffe unbrauchbare Flotte nicht ins Verderben getrieben hätte. Diese Stunde, für die Kuropatkin seine Truppen geschont hatte, schlug nicht. Für Portsmouth aber wäre selbst dem klugen Witte kein Trumpf übrig geblieben, wenn der Feldherr das Heer nutzlos geopfert hätte. Der sah nicht, daß ihm, bei Mukden, Fortuna noch einmal zulächelte; daß er dort siegen konnte, fast schon gesiegt hatte und die Japaner selbst sich geschlagen glaubten. Ein Fehler unverzeihlicher Kurzsicht. Dennoch: wenn er nicht einen großen Bruchtheil des Heeres seinem zagen Herrn erhalten hätte, wäre nicht so billiger Friede, wäre Iswolskijs haltbarstes Werk, das russo-japanische Bündniß, nicht so früh Ereigniß geworden.

Nach dem Oesterreicher der Russe. Zu griechischen Kaufleuten spricht, am Ostersonntag des Jahres 1656, Alexeij Michailowitsch, Rußlands sanftmüthigster Zar: „In der Stunde des Gerichtes wird Gott mich fragen, warum ich, trotz meiner Macht, nicht die armen Christen befreit habe, die (auf der Balkanhalbinsel) von dem Feind unseres Glaubens geknechtet werden. Drum habe ich in meinem Herzen beschlossen, all mein Blut, bis auf den letzten Tropfen, all mein Gut, bis auf das letzte Goldstück, und alle Kraft meiner treuen Heere an den Versuch dieser Befreiung hinzugeben.“ Nicht an den Sieg denkt dieser Kriegsherr; schwelgt im Vorhof martyrischer Wonne. Nach dem Offizier der Dichter: Dostojewskij. „Lüge ist die Behauptung, der Mensch gehe in den Krieg, um andere Menschen totzuschlagen. Nein: er geht, um sein Leben zu opfern. Dem Schutz des Vaterlandes und der Brüder sein Leben zu opfern: Das ist der edelste Gedanke der Menschheit; und ich meine, daß sie den Krieg liebt, weil er ihr in die Verwirklichung dieses edlen Gedankens hilft. Haßten wir, in der Zeit des Krimkrieges, etwa Franzosen und Engländer? Nein: wir fühlten uns ihnen menschlich befreundet und pflegten die Gefangenen mit einfernder Liebe. Schon während des Waffenstillstandes gingen unsere Offiziere und Soldaten zu den feindlichen Vorposten hinüber, brachten ihnen Wodka, tranken und verbrüderten sich mit ihnen: und Rußland las es schmunzelnd in der Zeitung. Dennoch schlug man mit aller Wucht auf einander drein. Jetzt (1877) ist wieder

Krieg. Der Kolossus wird nicht ins Wanken kommen; darin, daß Europa ihn nicht ins Wanken bringen kann und er, früh oder spät, nehmen wird, was ihm gebührt, erkenne ich die Gewißheit unserer Macht. Aber wir können besiegt und zu einem schlechten Frieden gezwungen werden." (Das durfte man im Lande der Selbstherrschaft vor vierzig Jahren drucken.) „Selbst dann wäre nichts Unersetzliches verloren. Wenn wir wollen und, wie heute, Mann vor Mann, Zar und Bauer, einig sind, können alle Millionen und alle Armeen Europas uns nicht nöthigen, zu thun, wogegen unser Gemüth sich sträubt. Das wußte der Erste Alexander, als er gelobte, lieber seinen Bart wachsen zu lassen und mit seinem Volk in die Wälder zu weichen, als das Schwert wegzuwerfen und sich dem Befehl Napoleons zu beugen. Noch lacht Europa, wenn es von unserer Urkraft und Unüberwindlichkeit hört; aber der Erdtheil wird sie erkennen lernen und an ihr zerschellen, wenn er sie zu brechen strebt. Er wird erfühlen, wie die Sehnsucht in das höchste Opfer jede russische Seele stärkt." Wie aber spricht der Germane? Karl von Clausewitz: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der Gewalt zu begegnen. Physische Gewalt (denn eine moralische giebt es außer dem Begriff des Staates und Gesetzes nicht) ist also das Mittel; dem Feind unseren Willen aufzudringen, der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen. In der Anwendung der Gewalt giebt es keine Grenzen. Solange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft." Und Preußens Dichter tobt: „Eine Lustjagd, wenn die Schützen auf der Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn tot! Das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!"

Ob die Huldigungadresse des polnischen Adels an den Großfürsten und den Kaiser Nikolai ernst zu nehmen oder nur als ein schlauer Trugversuch einzuschätzen sei: diese (dritte) Frage kann heute nur vom Glauben, nicht von Gewißheit beantwortet werden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenstaates verpflichtet und die englische Regirung hat Herrn Roman Dmowski, dem Führer der National-Demokraten, feierlich versprochen, daß sie nur dem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. Statt der

oft angekündeten Revolution sehen wir einstweilen die Verbrüderung der Polen (auch schon der Armenier und der dem Exarchat anhangenden Bulgarengemeinden) mit den Russen. In allen Zeitungen des Zarenreiches veröffentlicht Fürst Eugen Trubetzkoi einen Aufruf, der sagt: „Das russo-polnische Verhältniß tritt in eine neue Zeit. Nur mit Rußlands Staatsgewalt hatten die Polen bisher zu thun; mit Rußlands Volk hat erst der Krieg sie in Fühlung gebracht. Tausende sind aus ihrer Heimath ins Innere Rußlands geflohen; die Meisten scheuchte ein Urtrieb gläubigen Vertrauens nach Moskau, in die Herzkammer der russischen Volkheit. Dort, fühlen sie, wird Keiner umkommen. Wie Geschwister werden sie aufgenommen; geherbergt und genährt. Ein bekannter Politiker aus Kalisch sprach mit feuchtem Auge zu mir: ‚Eine von den Deutschen gebaute Mauer hat bis gestern uns Polen von Rußland getrennt. Nun ist sie eingestürzt: die zwei Völker sehen und erkennen einander.‘ Die große Pflicht, zwei Völker einander innig zu befreunden, fordert von uns große Opfer. Kalisch allein braucht mindestens vierzig Millionen Rubel; die Stadt hat nicht eine Apotheke; von dreitausend nicht einen Laden mehr. Aus vielen Städten und Dörfern hat der Feind alle Pferde, Kühe, Nährmittel, Decken, Matratzen weggenommen und dafür Scheine gegeben, auf denen steht: ‚Von der russischen Regirung zu bezahlen.‘ Die Felder sind verwüstet und das Ackergeräth ist zerstört. Polen ist unser Belgien. Die staatliche Wiedergeburt, Selbstverwaltung, Freiheit des Glaubens und der Sprache ist ihm, für den Fall des Sieges, zugesichert worden. Wir aber, das russische Volk, müssen uns der Brüder so zärtlich annehmen, daß sie unsere thätige Liebe fühlen und sich endlich aus dem Mißtrauen lösen, das Jahrhunderte lang unser Gemeinschaftleben vergiftet hat. Alltagswohlthätigkeit genügt hier nicht: auch seelisch müssen wir uns den Polen in solcher Wollensinbrunst vermählen, daß, wie auch der Krieg enden möge, das Hauptwerk, die nationale Einung, vollbracht ist. Polens Sache ist fortan Rußlands. Kein Unterschied des Glaubens und der Rasse mehr! Schon erblicken wir schöne Anfänge. Da bei uns in Kaluga Verwundete in viel dichteren Scharen, als die Einwohner erwartet hatten, angekommen waren, mußte man sie zuerst auf die nackte Erde betten; Stroh, Leinwand, Nahrung: Alles fehlte. Nach zwei Tagen waren Alle gut untergebracht und genährt. Unbekannte

hatten Stroh, andere Wäsche, Kissen, Gänsefederdecken herbeigeschleppt und namenlose Bäuerlein trugen aus fernen Dörfern Speise und Trank in die Kreisstadt. Das geschah, Alles, ohne Verabredung, ohne Organisation; war das Werk des stillen Volksgemüthes. Diese Regung des Mitgefühles mit dem Schicksal unserer polnischen Brüder muß weiter wirken; sie verbürgt uns, nach dem Sieg über Deutschland, den Triumph großmüthiger Gerechtigkeit im Vaterland." Ein Fürst Radziwill hat dem Rufer geantwortet: „Der Feind, der meine Heimath verwüstet, hat mich nach Moskau, ins Herz Rußlands, getrieben. Neben Ihnen, Fürst, stehe ich auf dem Wall des Glaubens, daß meine Söhne, die jetzt in die russische Schule gehen, die neue Aera russo-polnischer Gemeinschaft schauen und, als polnische Patrioten und treue Bürger Rußlands, den Boden des Vaterlandes bestellen werden." Der Russe Chakhow schickt zehntausend Rubel und schreibt an Trubetzkoi: Die Juden, die immer geopfert wurden, immer gelitten haben und jetzt alle Gräuel feindlichen Einbruches miterleben, dürfen wir nicht vergessen. Mancher tapfere Jude ist in diesem Krieg schon mit dem Kreuz des Heiligen Georgij geschmückt worden. Wir strecken dem Volk Polens in Liebe die Bruderhand hin, auch dem jüdischen, und hoffen in froher Zuversicht, daß auch dem Juden jetzt bessere Zeit naht und daß er der anerkannte, als treu geachtete Sohn des Vaterlandes werden wird, für das er geblutet hat." Diese (von klugen Kräften leis erwirkte) Gefühlsentwickelung ist nicht von gestern; ist seit dem Lostag von Reval (Eduard Gast Nikolais; Beschluß, die Sicherung gegen deutschen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slawischer Macht zu bezahlen) hier oft vorausgesagt worden. Nur blitzschnelle Entscheidungschläge der deutschen und österreichischen Waffen konnten sie hemmen. Die Theilerfolge der Russen im Gubernatorium Warschau und im deutschen Grenzgebiet, die Thatsache, daß sie, denen noch im August Warschau entrissen werden sollte, seit drei Monaten fest in Lemberg, nun auch wieder in Czernowitz sitzen, Przemysl abgesperrt, einzelne Karpathenpässe überschritten haben und Krakau ernstlich bedrohen: diese untowards events mußten in dem beweglichen Polensinn die Erinnerung wecken, daß sein Volk zwar westeuropäisch empfindet, doch zur großen Slawenfamilie gehört und daß es in der Gemeinschaft mit Germanen niemals, als freies

Glied des Russenreiches vielleicht wieder die Vormacht, der herrschende Wille eines wuchtigen Rassedranges, sogar eines nordischen Islams, werden kann. „In den ersten vier Kriegsmonaten hat Rußland nicht nur Warschau gehalten, Kalisch, Lodz, Suwalki, fast alles im Sturm ihm Genommene zurückerobert, sondern sich auch in den Hauptstädten Galiziens und der Bukowina ganz häuslich eingerichtet und ist nach Ungarn und Krakau (vierhundert Kilometer vor Wien) vorgerückt. Wir müssen uns, für jeden Fall, gut mit Petrograd stellen.“ So denkt der Pole. Lernt aber rasch anders denken, wenn sein Auge Anderes sieht. Einstweilen reibt Herr Asquith die Barristerhände und spricht: „Wir dem Absolutismus verbündet? Wir bringen dem Erdkreis die Freiheit.“ Und der Urenkel des Gardeoffiziers Sasonow, den die Kaiserin Elisabeth, weil er seine Frau an die Bettstatt gebunden und geprügelt hatte, mit eigener Hand ohrfeigte und von dem Kathrinchen schreibt, er habe Kinder gezeugt, die an Dummheit den Eltern glichen, lispelt fromm: „Wie wir einst Griechen, Walachen, Serben, Bulgaren, die, alle, in Oesterreich-Ungarn geknechtet werden, dem Türkenjoch entrissen, so erlösen wir jetzt Polen, Juden, Armenier aus Noth und Schmach. Wir sind die Retter der Slawen und Sklaven.“

Die Retter.

Vor achtundachtzig Jahren hörte das Häuflein politisch denkender Europäer, ungläubig zunächst noch, die Mär von einem neuen Dreibund. England, Frankreich, Rußland sind vereint, um den Balkanländern den Frieden, um den Griechen staatliche Selbständigkeit zu sichern? George Canning, dem, als Pitts sechsundzwanzigjährigem Unterstaatssekretär, antijakobinische Satiren einen Namen gemacht hatten und der dann, als Castlereaghs Nachfolger in der Foreign Office, plötzlich zum Gonfaloniere aller Freiheitschwärmer wurde, war der Vater des Planes. Er verstand sich schon besser als irgendein Späterer auf das Britengeschäft, überall atrocities zu enthüllen und, mit der Miene des selbstlosen Erlösers, den Völkern der Erde religiöse und politische Freiheit zu spenden, für die nach der Bescherung die Rechnung präsentirt werden kann. Wie schwächt man Spanien? Durch Begünstigung der südamerikanischen Rebellion. Wie hindert man russischen Machtzuwachs im Orient? Durch Unterstützung des Griechenaufstandes.

't is for liberty, sagt Jack Cade, Shakespeares unsterblicher Demagoge; und will sich den Wanst füllen und hübsche Jungfern umarmen. Aberglaube, daß zwischen Britanien und Rußland eine Verständigung nicht möglich sei. Vielleicht unter dem mattherzigen Zauberer Alexander; unter Nikolai durfte mans versuchen. Mußte. Denn diesem Zaren, der die altmoskowitische Sitte wieder aufnahm und mit seinem orthodoxen Christenthum vor Europa prunkte, war zuzutrauen, daß er das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld tragen und, in rothem Waffenrock und weißen Hosen, das berittene Gefolge hoch überragend, als Sieger in Konstantins Stadt einziehen werde. Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das Schauspiel sehen, in dem der Bannerträger des Liberalismus dem härtesten Tyrannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des Jahres 1825 hatte den Dekabristenaufstand gebracht; nur ein Krieg konnte, nach der Gardemeuterei, dem russischen Heer die innere Einheit zurückgeben. Und durfte der Gossudar aller Reussen ruhig zusehen, während von Türken und Egyptern die griechischen Christen gemetzelt wurden? Cannings Berechnung war richtig; auch die Erkenntniß, daß mit dem Philhellenismus ein Geschäft zu machen sei. Nur hat der Brite die slawische Schlauheit unterschätzt und ist selbst in die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In dem Rechenschaftbericht, den der Kanzler Graf Nesselrode dem Zaren am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung erstattete (und der erst unter Alexander dem Dritten ans Licht kam) stehen die Sätze: „Religion und Menschlichkeit haben die erste politische Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichen Glaubensgenossen in Griechenland schienen vom Schwert der egyptischen Mörder unvermeidlichem Untergange geweiht. Ein denkwürdiges Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt ihnen eine selbständige Verwaltung gesichert und die Maßregel ermöglicht, durch die der Griechenstamm allmählich in den Rang der Nationen erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Rußlands Zukunft nicht durch Ketten zu lähmen, sorgsam vermieden, durch eine Territorialbürgschaft sich einem verfallenden Reich zu verpflichten. Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz gewichen, die Integrität des Osmanenreiches einstweilen zu wahren. Rußland, die Macht, in der man lange den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihre festeste Stütze und ihr treuster Bundesgenosse

geworden." Das wurde im November 1850 geschrieben. Im März 1826 hatte mans anders gehört. Krieg gegen den mörderischen Islam: hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische Macht im Orient stärken mußte, wollte Canning hindern. Er schickt den Herzog von Wellington (der mit raschem Blick auch die Wehrkraft des Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßt ihn bestellen, die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch unblutige Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich mit der Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigen Winde, entfesseln könne. Und ist selig, als diese Saite in Nikolais Seele widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen, daß Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan zwar Tribut zu zahlen hat, aber das Recht zu freier Selbstverwaltung erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 1826 unterzeichnen Nesselrode und Wellington das „denkwürdige" Geheimprotokol. Am siebenten Juli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag) dem Abkommen bei. Canning, der im Februar den kranken Robert Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris gegangen, um Karl den Zehnten und das konservative Ministerium Villèle für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.

Metternich nannte ihn ein Produkt kindischer Dummheit und schwor, die drei Köpfe seien nicht unter einen Hut zu bringen. Hatte zunächst aber selbst dem Briten den Weg geebnet. Die alte Zwangsvorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die „Solidarität der konservativen Interessen" mußte um jeden Preis gewahrt werden. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar etwa mit griechischer Rebellion. Metternichs Mann war Nikolai, der die Meuterer zu Paaren getrieben und den Aufruhr mit eiserner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsburg helfen. Half ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft vor russischen Anschlägen gewarnt hatte, kam nach Konstantinopel nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultan Mahmud der Zweite, der die Janitscharenverschwörung in Blut erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft auf Jahre hinaus geschwächt hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nachbarn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles, was der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von

dem anglo-russischen Protokol, das sechs Monate zuvor heimlich unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Osmane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischer Wuth auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, Ibrahim Pascha werde mit den Griechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann aber wurde ihm der egyptische Vasall am Ende allzu stark. Metternich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet und den Zaren, den Heros seiner Träume, nach Westen abschwenken. Und fand dennoch, der neue Dreibund sei zerbrechliches Kinderspielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der Jause wohl zu Gentz, denkt an die Gesta Dei per Francos, fühlt sich als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Canning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat anbot, einen derb geflochtenen Korb gegeben haben, will dem Inselkrämer den türkischen Markt erhalten und den russischen Vormarsch hindern. Den gerade muß Nikolai aber wollen; und wird ihn, wie auch das Griechenlos fällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die Drei einig? Unsinn. Canning hat den Russen eingeseift. Der aber nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Barbier, der sich so schlau dünkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht. Der britische Premier starb, ehe der Nimbus des Hellenenerlösers verblaßt war; und die drei Mächte blieben einstweilen zusammen. Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte ins Jonische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden nicht einstellte, griffen die drei verbündeten Admirale die türkische Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten Schreck aber schnell wieder. Griechenland war frei. Doch der allzu große Sieg mußte den Dreibund das Leben kosten. Mahmud hatte keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch keine neue bauen und dem Russen fortan den Balkan nicht sperren. Frankreich hatte nichts erreicht. England nur für den alten Feind gearbeitet. Denn jetzt war für Rußland die Bahn frei; endlich. Der politische Instinkt der Briten witterte rasch den Fehler. Drei Mo-

nate nach dem Tag von Navarino nannte König Georg in der Thronrede die Seeschlacht ein „unerwartetes Ereigniß.“ Nesselrode und Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheil zu erstreben. Natürlich; 'tis for liberty. Da in Konstantinopel nun aber eine Christenverfolgung entstand und Mahmud, mit der Tollkühnheit des Verzweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christenheit fechten. Hatte der Türke nicht gedroht, den Vertrag von Akkerman zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel gefährdet? Das ging an die Ehre. Der gestern geknüpfte Dreibund löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden den Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.

Preußen war all dem Hader fern geblieben. Friedrich Wilhelm mochte sich nicht von Oesterreich trennen und Christian Bernstorff merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an die Allheilkraft der Karlsbader Beschlüsse verband), daß die Dreieinigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oesterreich zu bauen? Ja, sagten der Kronprinz, Ancillon und die anderen Legitimisten. Nein, schrieb Maltzahn, Preußens kluger Gesandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Gemeinschaft haben. Und wie sah es im Lande der Habsburger aus? Kein Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Heer, dessen Kopfzahl nur auf dem Papier stand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab; sacht zwar, doch so sichtlich, daß Metternich nervös wurde und den sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die „Grundsätze und Ziele“ des Londoner Vertrages wurden in Berlin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. Aber Friedrich Wilhelm war unkriegerischen Sinnes, fand, als höchster Friedensherr, daß auch sein petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan in Frieden auskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen Wilhelm, mit den Russen ins Feld zu ziehen. Nikolai Pawlowitsch war ihm zu stark und zu stürmisch. Wenn Brunnows Noli me tangere sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber, da der Sieg über Persien ihm eben erst im Süden Gebietszuwachs ge-

bracht hatte, über die Türkei herfallen: Das behagte dem schwächlichen König nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen Oesterreich und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn Nikolai, der auf warnenden Rath wieder einmal nicht hörte, seinen Weg gehen und lehnte Metternichs protzige Aufforderung ab, einem antirussischen Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premierminister, bereit, sich den Oesterreichern zu einem Kriege gegen Rußland zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rückhalt. Wenn es den ihm noch unersetzlichen Deutschen Bund sprengte und sich der franko-russischen Koalition anschloß, verlor es das Rheinufer an Frankreich (dessen Wortführer, Soldaten und Bürger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens ein unverdauliches Stück vom Turbankuchen ein. Was von Englands Freundschaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in Oesterreich rief Radetzky, eine Vergrößerung Preußens dürfe unter keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an Müfflings Mission? Und doch hat der Chef des preußischen Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die Türkei vor Revolution und tötlicher Zerstückung bewahrt, die Gefahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, forderte aber keinen Vortheil; gab den guten Rath, ohne nach einem Trinkgeld zu langen. In der Audienz, die Mahmud dem General Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm seinen „alten Freund, den großmüthigen König“ und bat, ihm auszurichten, daß der Padischah geruht habe, sich nach seiner werthvollen Gesundheit zu erkundigen. Eine damals fast beispiellose Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche eintrug. Wichtiger war: Preußens Vermittlung hatte die Stunde, in der die Türkenfrage beantwortet werden muß, noch einmal hinausgeschoben. Und solche Verzögerung war damals Wohlthat.

Die Macht des Sultans schrumpfte; schwand aber noch nicht. Rußland erhielt im Frieden von Adrianopel alles in den Verträgen von Bukarest und Akkerman Zugesagte; ein paar Grenzplätze am Kaukasus; das Recht zu freier Fahrt durch die Dardanellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Entschädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren Zahlung der Sultan haftbar blieb; die Donaufürstenthümer fielen in die russische Einflußsphäre und das Donaudelta wurde zarischer Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt, als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln aufblinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Unklug nur Oesterreich; aus unverzeihlicher Blindheit. Gezaudert und gedroht, geprahlt und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehe die Russen so weit waren, mit seinen besten Truppen die Donaufürstenthümer zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Habsburg im Balkangebiet heute eine stärkere Stellung. Schwachheit und redselige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großen Worten, in den Augen des Islams die gleißende Glorie des Prinzen Eugen geraubt.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die Welt sich in den Gedanken gewöhnt, Rußland und England seien für immer unversöhnliche Feinde. Dann hat sogar ein liberales britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor achtzig Jahren Feldmarschall Wellington thun durfte, that später General Hamilton: er sah sich in Rußland um und prüfte die Möglichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder ist Frankreich mit von der Partie. Nur sollte diesmal nicht ein Dreibund, sondern ein beträchtlich stärkeres Syndikat werden. Und was wird geschehen? „Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt:

zum Schwarzen Meer) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt. Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden." Bismarck, der diese Sätze in den zweiten Band seiner „Gedanken und Erinnerungen" schrieb, glaubte immer, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutscher oder mit österreichischer Hilfe sich den Käfig öffnen und aus Yildiz den Schlüssel zu seinem Haus holen wolle. Doch ists ganz anders gekommen. Abd ul Hamid war stärker als Mahmud; Nikolai Alexandrowitsch schwächer als Nikolai Pawlowitsch. Und Lord Lansdowne und Sir Edward Grey waren vorsichtiger als Canning und Wellington: sie haben, ohne früh Wesentliches zu riskiren, zuerst für die Schwächung Rußlands gesorgt (die kein Bismarck gehindert hat) und dann Verhandlungen begonnen. Einem Volk von hundertsechzig Millionen verfeindet kein Kluger sich willig auf Zeit und Ewigkeit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit im engen Pferch halten zu können. England braucht die russische Freundschaft heute viel mehr noch als in Cannings Tagen; braucht sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle Verluste nur mit Hohn entschädigtes Rußland mußte zu der Politik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1850 mit den Worten zeigte: „Die Auflösung des anglo-französischen Bündnisses, das unseren Interessen feindlich und dessen Wesen allen konservativen Regierungen gefährlich ist." Nur: Auflösung, der Weitung und Wandlung folgt; Rußlands Eintritt in den Bund, der dadurch aufhört, revolutionär und gefährlich zu sein. England opferte gestern nichts Beträchtliches mehr, wenn es einem ihm befreundeten Rußland im Südosten Europas die Vormachtstellung einräumte und die Pforte ins eisfreie Meer öffnete. Und selbst ein Opfer würde reichlich rentiren. Auf ein Menschenalter Ruhe in Asien; Verringerung

der Gefahr, daß der amerikanische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglichkeit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu erfüllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und die Hoffnung, mit den vereinten Kräften überall, in Persien und der Türkei, in Nordafrika und Südamerika, Deutschland bedrängen zu können. Brunnow schrieb vor siebenzig Jahren an seinen Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen der Staaten nicht mehr von den Interessen, sondern von den Sympathien der Oeffentlichen Meinung bestimmt werden. Das war die Kindheit neuer Zeit. Heute gruppirt eine Antipathie die Staaten: wider Deutschland die stärksten.

Der Balte Brunnow gab auch den klugen Rath, dem Bundesgenossen nie mehr abzufordern, als ihm von der Selbstsucht bedientę Freundschaft gewähren könne. Nach diesem Grundsatz hat bis in unsere Tage England gehandelt. Den Ministern Georgs des Fünften fehlt die stolze Gelassenheit, die steife, manchmal mürrisch, doch nie furchtsam dreinblickende Würde, die ihre berühmtesten Vorgänger dem Auge Europens zeigten; sie redeten und klagten, stöhnten und fuchtelten zu viel, betheuerten zu laut ihre fromme Gemüthsart, kündeten zu oft, was sie morgen thun werden. Die Spielregel ihres Berufes aber haben sie im Handgelenk: und kommen drum nicht leicht in die Gefahr, befreundete Mächte aus ihrer Nähe zu schrecken. Mit unbestreitbarem Recht konnte Herr Asquith im Unterhaus an die Thatsache erinnern, daß Britaniens beste Freunde noch vor kurzer Zeit die bissigsten Feinde des westlichen Inselreiches waren. Von den Tagen Wilhelms des Eroberers bis in die des Oraniers hat eigentlich nur die Episode der Stuartherrschaft den franko-britischen Kriegszustand unterbrochen. Alle Versuche dauernder Friedensstiftung sind, von den Normannen bis in Eduards erstes Regirungsjahr, fruchtlos geblieben. Bonapartes Adjutant Lauriston wurde, als er im Oktober 1801 die vom Ersten Konsul unterzeichneten Friedenspräliminarien nach London brachte, auf allen Straßen bejauchzt; die Menge entsträngte seinem Wagen die Pferde und zog ihn schwitzend vors Portal des Auswärtigen Amtes. Vier Jahre danach vernichtet, wieder unter dem Weinmond, Nelson bei Trafalgar Villeneuves Flotte und läßt dem Korsen als ganzen Besitz nur zehn Schiffe übrig. Louis Philippe, der erste Sucher der entente cordiale, wird vom

Hofe, von der Gentry und dem Gassengewimmel wie der liebste Kömmling gefeiert, von der Behörde der Hauptstadt durch eine besondere Grußadresse geehrt, die der Lord Mayor an der Spitze der Rathsherren in pomphaftem Zug nach Windsor bringt; und Victoria wohnt zweimal unter dem Dach des Bürgerkönigs. Doch aller Liebe Mühen bleibt unbelohnt. Auch unter Louis Napoleon. Als der Pariser Friede die vom Krimkrieg erzwungene Gemeinschaft der Westmächte gelockert (und Louis Napoleon den Russen heimlich Dienste geleistet) hat, schreibt Victoria an John Russell, gegen Frankreich müsse sich, weil es überall den Weltfrieden störe, der nächste Kreuzzug richten. Das Zwitterwesen hatte nicht viel länger gelebt als Cannings Angstkind; und die Queen möchte am Liebsten ihren Ministern das Warnerwort Chathams ins Gedächtniß ätzen: „Die einzige Gefahr, die England zu fürchten hat, entstünde an dem Tag, der Frankreich im Rang einer großen See-, Handels- und Kolonialmacht sähe. Dieser Gewißheit muß sich der Leitsatz britischer Politik anpassen." Hundert Jahre, fast auf den Tag, nach Pitt preßt im Parlament ein Mann ganz anderen Schlages, der schottische Russenfeind David Urquhart, den selben Gedanken in noch engeres Ausdrucksgefäß. „Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. England stand jedem Eroberer offen, bis es seinem Willen das Meer dienstbar machte und als Gebieter auf jeder See die Weltherrschaft an sich riß. Britania wird des Meeres Königin sein oder vom Meeer verschlungen werden." Noch im November 1908 ruft Joseph Chamberlain aus Cobdens Hochburg Manchester über den Aermelkanal: „Frankreich muß, wenn es ein bequemeres Verhältniß zu uns erreichen will, die uralte Neigung abthun, überall unsere Kreise zu stören, selbst da, wo kein Sonderinteresse zu solchem Störungversuch zwingt." 1908. General Kitchener hat, nach dem Sieg bei Omdurman, in Faschoda die Egypterfahne gehißt und den Hauptmann Marchand zum Rückzug vom Nil aufgefordert. Denn was Sir Edward Grey, damals noch Unterstaatssekretär, als eine unfreundliche Handlung mit der Britenrache bedroht hat, ist jetzt geschehen: die Französische Republik hat ihre Einflußsphäre ins Nilthal zu dehnen getrachtet. Der Sturm bricht los. Sir Michael Hicks Beach, der Schatzkanzler, überschreit aus einem Fieberanfall Salisburys Staatsmannsstimme. „Wenn wir nach achtzig Frie-

denSjahren zum Kampf gegen Frankreich gezwungen werden, ists sicher ein großes Unglück; schließlich ist aber ein Krieg nicht das schlimmste der Uebel." Und aus der Presse heults: „Räumt, Einbrecher, rasch unser Haus!" Am vierten November befiehlt, nach Delcassés Vortrag, die pariser Regirung dem tapferen Marchand schleunigen Rückzug. Sie kann nicht anders. Auf Rußland ist in afrikanischen Händeln nicht zu zählen. Deutschland hat eine Verständigung über die portugiesischen Kolonien, über die noch nicht vertheilten kleinen Südgebiete leis erstrebt, aber seit dem Sturz des Ministeriums Méline-Hanotaux kaum noch eine Antwort erhalten. (Diesmal war Delcassés Rechnung falsch; er hoffte, sein frostiges Schweigen werde die Berliner zu noch höherem Preisangebot reizen, hoffte, mit ihrer Hilfe Egypten einheimsen zu können, und begriff nicht, warum die so unhöflich Behandelten während des Burenkrieges sich seiner Werbung versagten. Der Zorn des Enttäuschten zeugte dann den Entschluß, Britanien grenzenlos zu lieben und mit Eduard bande à part zu machen.) Frankreich war allein und durfte, im ungeschirmten, umneideten Besitz von Algerien und Tunis, Tongking und Madagaskar, mit dem Erbanspruch auf Marokko, den Schlüssel zu seinem nordafrikanischen Reich, den Kampf gegen die Königin der Meere nicht wagen. In Chamberlains Rede war, nach vergrollendem Donner, ein Wetterleuchten, das den Weg in die neue entente cordiale wies. Seitdem ists leidlich gegangen. Frankreich hat rasch vergessen, was England ihm anthat. („Wenn ich Franzose wäre", schrieb Lord Grey 1829 an die Fürstin Lieven, „würde ich die Briten hassen. Was haben wir seit 1815 gegen dieses Land unternommen! Der Haß wird, fürchte ich, dauern.") Und Angelnklugheit hat dem Genossen nie mehr zugemuthet, als er gewähren konnte. Aus gemeinsamem Haß ward eine Nothehe, in der sich athmen läßt. Cannings Dreibund lebt wieder, will wieder in der islamischen Welt des Schiedsrichteramtes walten und zeigt noch keine Spur von Entkräftung.

Nach vier Kriegsmonaten nicht eins der Schwachheitzeichen, die in Friedensrast von den Sozien gefürchtet, von redlich unkundigen Deutschen erhofft worden waren. Seit Eduards, des Geschäftsmannes, Herrschertag hat England Hauptgrundsätze ererbter Politik eingesargt. Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar, keine Grenznachbarschaft mit einem Reich, das über

ein großes Landheer verfügt, kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan: Denkstoff von vorgestern, der in dumpfen Hirnen schimmelt. Als Ersatz gab Eduard den Landsleuten die Kaufmannslehre neuer Zeit: „Du sollst, als Händler, nicht betrügen noch prellen, sondern klug kaufen und verkaufen; den Kramspreis nicht nur versprechen, sondern, bar, ohne Abzug, zahlen." Das England der Asquith, Balfour, Rosebery (die einander Jahrzehnte lang Erzfeinde schalten, jetzt aber in einen Dreibund „zu wahrhaftiger Darstellung der Kriegsursachen" vereint sind) ist nicht mehr Cannings; auch nicht mehr Gladstones. Der sagte zwar im August 1870: „Ein Heereseinbruch in Belgien wäre das schlimmste Verbrechen, das Geschichte je auf ein Blatt schrieb, und niemals dürfte England, nicht einmal durch bloße Duldung, an solcher Sünde mitschuldig werden." Dennoch hätte er, sammt seinem Granville, wohl gezögert, zur Abwehr der Todsünde Britaniens ganze Streitkraft aufzubieten und die Machtzukunft, das Leben des Imperiums auf eine Festlandskarte zu setzen. Heute geschiehts; aus bewußtem Willen: und die dürre Rednerei von dem Albion, das Andere für sich bluten läßt, die eigene Hüfte aber behaglich im Golfstrom badet, zerbröckelt an der Thatsache, daß die Inselarmee das Rückgrat der Franzosenfront ist, daß ein an Kopfzahl ungemein großer Ersatz im Februar ausgebildet sein wird und daß England mehr wagt als irgendeine andere uns feindliche Macht. Nur diese Erkenntniß hat ihm, endlich, das zögernde Vertrauen der Kampfgenossen erwirkt. Das Staatsschiff der neuen Trias fährt nicht unter falscher Flagge; verheißt nicht fremder, müßiger Unschuld Kohle und Proviant. Diesmal heißt die Losung: „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich"; nicht nur, wie bei Lukas (IX, 50): „Wer nicht wider mich ist, Der ist für mich." Und nur der Mitthäter hat Lohn zu erwarten. Aus der Beute, die dem Deutschen Reich (Elsaß-Lothringen, Posen, Stücke von Ost- und Westpreußen, alle ergiebigen Kolonien), Oesterreich-Ungarn (Galizien, Bukowina, der Hauptheil Siebenbürgens, das Banat, Bosnien, Herzegowina, Trentino, vielleicht auch Istrien), der Türkei (Thrakien, Konstantinopel, die Inseln, Syrien, Armenien und mindestens wohl das Kopfstück der Bagdadbahn) entrafft werden soll. Retter? Die sich nun selbst retten müssen und wollen. Sie stehen, Mann vor Mann, auf der Ueberzeugung, daß dem Krieg gegen Deutsch-

land vom Geschmeidigsten nicht auszubiegen war, und rösten sich an dem Glauben, ihn in übermächtiger Gemeinschaft zu führen. „Vier Monate lang die Pforten der Weltmeere gesperrt; drei Deutschlands Millionenheer zwischen Westflandern und Belfort gehemmt; Tsingtau, Samoa, die afrikanischen Siedelstätten verloren; Deutsche als Gefangene, nicht als Eroberer, in Marokko; Basra ist englisch und Lemberg heißt längst wieder Lwow; im Elsaß und in Ostpreußen donnern feindliche Geschütze und die russische Dampfwalze rollt unaufhaltsam vorwärts": täglich hört der Erdkreis die Kunde. Die, nach Portugal, stärkere Staaten an den Bescherungtisch locken soll; und locken könnte, wenn nicht auch wir sprächen: „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich."

Der Bund heuchelnder Kreuzretter war, freilich, leichter zu lockern als ein zum Schutz eigenen Lebens geknüpfter. Muß uns aber, die Gewichtiges zu bieten haben und deren kriegerische Kraft selbst der Uebermuth fürchten gelernt hat, muß dem mächtigen Deutschen Reich mißlingen, was dem wunden Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten nicht erst in der stillen Zeit der Müffling-Mission, sondern schon bald nach Jena und Tilsit gelang? Damals wollte Bonapartes unersättlicher Schlund nach fetterer Speise noch Schlesien verschlingen. Unter allen Staatsmannslisten Fritzens von Preußen schien seinem korsischen Bewunderer die feinste und fruchtbarste das Umgehungmanöver, das die große Katharina von dem Plan der Osmanenreichstheilung westwärts, nach Polen, trieb und dem Listigen einen nahrhaften Bissen eintrug. Wenn Rußland, Oesterreich und Preußen den Polenstaat theilten, war der Keim neuer Feindschaft zwischen den Kaiserreichen und das schmächtigere Königreich hatte, von Fall zu Fall, zwischen beiden nützliche Wahl. Solchen Schachzug besinnt 1807 auch Bonaparte. Noch ist Egypten, seit dem Siegermarsch an die Adria seines Wunsches Kronkleinod, nicht fest an Frankreich zu ketten. Albanien und Bosnien sind ferne, als unwirthlich verschriene Kolonien; dem Besitzer nicht so werthvoll wie die Walachei und die Moldau, auf die Zar Alexander die Hand gelegt hat. Des Emporkömmlings Anbeter; wie lange? Und, mit seinem Minister Rumanzow, der einzig zuverlässige Freund, den Bonaparte am Newahof hat. Was braucht er? Ein Landstück, von dem aus er, fritzisch, Rußland und Oesterreich schnell gefährden kann. Schlesien. Preußen wird wie-

der das Kurfürstenthum Brandenburg. Die Hohenzollern (steht in der Weisung an Caulaincourt) „können mit zwei Millionen Einwohnern zufrieden sein und handeln klug, wenn sie ohne Säumen auf Großmachtträume verzichten und sich in die Niederung der Kleinstaaten bequemen, statt sich in Anstrengung aufzuraffen, die ihrem Volk nur Qual und Enttäuschung bringen kann.“ Der Kaiser wird den Sultan zur Hingabe der Donaufürstenthümer überreden; der Zar soll Friedrich Wilhelm zu schleunigem Verzicht auf Schlesien rathen. Nie war Preußen in einer härter kneifenden Zange. Ausgesogen, zerstampft, ohne stoßkräftiges Heer; der Feind, der Sieger auf seinem Boden und der Reussenzar vom Zauber des blutrünstigen Genius berauscht. Stein hat die Klammer geöffnet und den Staat gerettet. Er ließ aus Schölers Mund Alexander die Warnung hören: „Eine Franzosengarnison an der Oder ist für Rußland kaum weniger verhängnißvoll als für Preußen. Dessen Hilfeleistung wäre ihm in alle Zukunft abgeschnitten. Und der Zar, der nach Ost ausgriffe, hätte am nächsten Tag Napoleons Kohorten auf dem Hals.“ Solche Sprache versteht Pauls unsicherer Sohn. Er sagt England Fehde an (das nun, jauchzt Bonaparte, „gegen die ganze Welt Krieg führen muß“); findet sich mit dem Herzogthum Warschau, mit der Republik Danzig, auch mit Sachsens (also: Frankreichs) drei schlesischen Handelsstraßen ab; sträubt sich aber gegen die Verwelschung Schlesiens. Hätte er ihr, um an der Unteren Donau nicht gestört zu werden, zugestimmt, hätte Preußen dieses Erbe Friedrichs verloren, dann war 1813 der Aufstieg nicht möglich. Solchen Erfolg kann, nach einem verlorenen Krieg, ohne Bundesgenossen, ohne ein ungeschwächtes Armeecorps, tapfere Weisheit erwirken. Niemals der Stümper, der flennt, er wolle fremde Völker aus drückendem Despotenjoch retten.

Stumme Hunde.

Meinst Du denn (fragt wohl Mancher), während Mörser dröhnen, Fliegerpfeile durch die Luft sausen, Flatterminen und brennendes Benzol in Schießgräben prasseln, könne noch Politik, mit dem Werkzeug der Friedenszeit, getrieben werden? Ja. Kann nicht nur: muß getrieben werden; sonst wird Unwiederbringliches verloren. Nicht rückwärts gewandte Politik, die entschuldigen, erklären, im Wirbel großen Geschehens unbeträchtliche Zufalls-

führer in Engelsreine und Himmelsgloria läutern möchte. Aus solcher Mühsal sproß nirgends Leben. Habe ich vor dem Ohr der Geschworenen mich als des Totschlages Schuldigen bekannt, dann lächeln die Zwölf, wenn ich die Ladung Eines fordere, dem ich den Vorsatz zum selben Verbrechen nachweisen will. Er hats ja nicht ausgeführt, sagen sie ungeduldig, und Du hasts eingestanden; Dein Beweisantrag könnte Dich also nicht vom Gewicht eines Fläumchens entlasten. Nein. Die Politik, die ich meine, muß heilsame Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzuweichen, übermächtige Gebilde zu zersplittern oder zu lockern, Werdendes zum Vortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten streben. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret! „Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und ein sinn- und zweckloses Ding entsteht. Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter dem politischen möglich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten

liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rath zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinete zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen. Eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen sollte den Führern des politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die Haupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger, ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der Einfluß eines anderen Militärs als des obersten Feldherrn im Kabinet. Das wird selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tragen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den Kriegern neidiger Tintenkleckser, sondern, nach vier Kriegen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man „die Sache den Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die faul sind, gern schlafen und von denen Jesaias Herr Zebaoth zürnt: „Jeglicher siehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem Stande." Daß Politik die Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln, auch ihr jede dem Reichswohl gedeihliche List, Heuchelei, Gewaltthat erlaubt ist, haben, nach Caesars Römern und Mac-

chiavells Florentinern, auf Europens Erde (auf uns fremder hämmerte der Puls die Lehre ins Hirn), zuerst wieder die Briten erkannt. Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?

Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestimmen. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, vernichten: gen Diesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarer Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nicht zu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag möglich bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit, zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur ein Rom, ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf vier Walstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können, die aus dem Feuertod als Römerkolonie aufersteht, der Vandalen,

Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz hinterläßt? Deren Vormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior-Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago seine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talenie. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Maulbrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte. Hannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.

„Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Berufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." Daß ichs schon in der dritten Kriegswoche hier aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in den Mahnruf: „Zu früh!" Zu spät: wenn noch nicht nebellos klar ward, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner: im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherzchen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weihlichterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind. Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in demüthige Andacht vor schulenburgischer Weisheit zurück, der auch nach verlorenen Bataillen Ruhe die erste Bürgerpflicht schien. Bismarck, der nach zwei Siegen Vertrauen heischen durfte, hats ihr 1870 nicht zugemuthet; ist sogar ohne Weitung militärischer Machtbezirke recht gut ausgekommen. Und Stein hat weder 1806 den

Maulkorberlaß des Grafen Schulenburg noch 1808 das grämliche Wüthen preußischer Censoren gegen Fichtes Reden gebilligt. Einmal nur näherte er seinen Wunsch ihrem Angstgebot: als der Professor der berliner Königlichen Universität die Pflicht zur Volkserhebung gegen den fremden Knechter so laut betont hatte, daß dessen Lauscher den Ruf nicht überhören konnten. Preußens Waffe ist noch stumpf, sein Boden, überall, die Lagerstatt französischer Heere, die ein Wink des Imperators zu neuem Angriff aufscheucht: Ohnmacht darf rohe Uebermacht nicht reizen. Dennoch stellte der Minister sich nicht auf das schroffe Verbot des Konsistorialpräsidenten Schewe (der, wie Hofprediger Sack und Rath Nolte, immerhin die zum Urtheil über Wortkunstwerke nöthige Vorbildung hatte), sondern schlug zwischen Autor und Censor eine Nothbrücke, auf der sie ohne Zusammenprall einander schmale Raumfreiheit gewähren konnten. Und was hatte Fichte gesagt? „In welchem höheren oder niederen Grade es uns übel gehen wird: Dies mag ganz besonders von dem Verstand und dem guten Willen Derer abhängen, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll: Dies hängt ganz allein von uns ab und sicherlich wird nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen." Darin mußte Bonapartes Behörde, die auch in Berlin willkürlich schaltete, die Sehnsucht nach der Befreierthat der Volksmasse wittern. Noch war nicht allgemeine Wehrpflicht; noch hatte Altenstein nicht vorgeschlagen, im ganzen Preußenstaat Einkommensteuer zu fordern. Und nach Jena und Tilsit durfte der finstere Tyrann nicht erzürnt, das Vertrauen in die muthige Klugheit der Staatslenker nicht völlig entwurzelt werden. Heute? Vor vierzehn Tagen hat das Zeitungsyndikat Frankreichs, dessen Nordostgebiet seit drei Monaten die Geschosse unseres Millionenheeres aufwühlen, durch die der Regirung dienstbare Havas-Agentur die Wehrsätze verbreitet: „Die Censur muß auf das Verbot dem Staat schädlicher und als falsch erwiesener Nachrichten beschränkt bleiben. Die Freiheit der Presse, die Freiheit der Meinungaussprache ist dem Volk in Kriegszeit eben so unentbehrlich wie im Frieden. Das ist auch vom Kriegsminister und vom Haupt der inneren Verwaltung anerkannt worden. Beide haben versprochen, unsere Rechte, des Berichterstatters, Wächters, Kritikers, durchaus zu achten. Greift die Censur trotzdem über das Verbot schädlicher und falscher Nachrichten hinaus, dann muß

das Land hören, daß auch da, wo an Schädigung der Staatssicherheit nicht gedacht werden kann, der Presse Schweigen aufgezwungen wird." Vom Feind, vom erbärmlichsten, kann man lernen. In den „Times" wurde neulich gesagt: „In Deutschland lebt ein fleißiges, gescheites, ein großes Volk. Dieses Volk aber will in uns den Glauben erzeugen, daß seine Glieder, alle, gleich fühlen, denken, handeln, und läßt sich von seiner Regirung deshalb die Meinungen, die es haben darf, in den Mund legen. Ihm fehlt der Wille zur Freiheit. Deren Wesen sehen wir darin, daß jeder Einzelne glauben darf, was er selbst für wahr hält, und thun darf, was ihn selbst richtig dünkt." Träfe dieser Tadel am Leib Deutschlands einen wunden Fleck: wir wären des Ranges nicht würdig, den unser Stahl jetzt begehrt; und müßten vor deutschen Kriegern in Scham erröthen. Ein Volk, das nur im Dämmerlicht, unter des Zuchtmeisters Ruthe, bei Milchbrei und Zuckerwaare, still, einig, zum Guten entschlossen bliebe, müßte noch manches Paar Kinderschuhsohlen durchlaufen, ehe es in Vormacht und Erdschiedsrichteramt aufsteigen dürfte. So, liebe Feinde, sieht Euer Irrwahn Deutschlands Volk. Das blutet. Das haftet und zahlt. Das will und darf wissen. Alles; auch Schmerzliches. Das mag nicht in erkünsteltem Rausch, mit Hurra und Hussa, vorwärts taumeln; wach und stark, nüchtern und stolz schreitet es seinen Schicksalsweg, in dessen Hag über Dornen ihm Rosen duften. Sein Vertrauen reift nicht über den Glühbirnen der Amtshäuser; erblüht nicht aus Schweigebefehlen. Die waren in Urvätertagen schon der dürftige Nothschurz der Schwachheit. Kräftige haben vor Kritik nie gebangt; freuten sich immer am Wetzspiel der Meinung, dessen Funkengestiebe ihr Auge erhellte. Unter Bismarck und Moltke: öffentlich breite Erörterung der (zunächst doch militärischen) Frage, ob die Beschießung von Paris nicht verzaudert worden sei. Jetzt, da sie nöthiger als je zuvor ist, keine Kritik, auch nicht von Taktgefühl und Vaterlandliebe gesänftigte? Taugliche Köpfe, weil sie nicht auf dem Rumpf des Beamten thronen, von jeder Mitwirkungmöglichkeit, bescheidenster, ausgeschlossen? Dann dürfte die Sippe höhnen. Doch wir sind nicht furchtsamer als unsere gewaffneten Helden. Und wissen, deutscher Gottheit, wie Fichte einst, voll, daß nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen wird, wenn wir nicht selbst es uns schaffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Garmisch, Grand Hotel Sonnenbichl Haus I. Ranges, direkt am Wald u. See.

Sanatorium Theresienhof bei Goslar a. Harz. Zur Behandlung der äußeren u. inneren Krankheiten (des Herzens, Magens, Darms etc.). 2 Aerzte. Prospekte. San.-Rat Dr. Gellhorn, Nervenarzt; San.-Rat Dr. Moll, 2. Arzt.

PRAG Hôtel de Saxe Vornehmstes Hôtel mit modernstem Komfort bei mässigen Preisen

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Hilsebein Bier

das lob ich mir
süffig, gehaltvoll, bekömmlich





Pelzwaren

Eine seit vielen Jahren bestehende bekannte Pelzwaren-Fabrik gibt an solide Käufer Pelzwaren jeglicher Art, Schals, Kolliers, Muffen, Mäntel in nur echten Fellen zu **günstigen Zahlungsbedingungen** ab. Anfragen unt. **177** an die Anzeigenverwaltung der „Zukunft", SW. 68, Friedrichstrasse 207.



:: Thüringer : Waldsanatorium **Schwarzeck**
Bad Blankenburg-Thüringer Wald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Frauenkr., Aderverkalk., Abhärt., Erholg.-, Mast- u. Entfettgsk. usw.
Leit Aerzte:
San.-Rat Dr. Wiedeburg,
Dr. Wichura,
San.-Rat Dr. Poensgen,
Dr. Kröl.





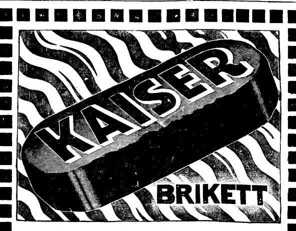
Frisch, Sauber, Selbstbedienung, keine wertlosen Bierreste.

		M.
Pilsner Urquell	5 Liter-Siphon . .	3,40
Nürnberger, Münchner, Culmbacher		3,25
Köstritzer Schwarzbier		2,75
Dunkles Lagerbier		2,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.
F. & M. Camphausen, Berlin SW. 11. Tel. Ltzw. 926/916.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere laut Preisliste.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch die Anzeigenverwaltung **Alfred Weiner** Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 8740 u. 9797 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.